

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

249 (26.10.1927) Die Mußestunde

Eine Wunderuhr. Im britischen Museum befindet sich eine wunderbar in drei Epochen aufgeführte Uhr des Meisters Isaac Habrecht, der 1589 diese in Straßburg erbaute.

Mittel gegen Insektenflöhe. Insektenflöhe bedecken eine Injektion von Giftstoffen unter unsere Haut. Das Gift der Mosquitos, Stechmücken ist säurehaltig und zu einer Neutralisierung benutzt man am besten alkalische Mittel.

Literatur

Das Rästel von Konnersreuth ist heute in aller Munde, und nicht nur die Wissenschaft, sondern weltweite Kreise des Volkes zerbrechen sich den Kopf über die Ursache dieser seltsamen Phänomene.

Ein jüdisches Konversations-Wörterbuch. Nach achtjähriger vorbereitender Arbeit gelangt jetzt im Jüdischen Verlag, Berlin die erste jüdische Enzyklopädie in deutscher Sprache zur Ausgabe.

Ministeriales Jahrbuch 1927 der Gemeinde Weindöblich. Auch das diesjährige Jahrbuch der jüdischen Gemeinde Weindöblich ist technisch und inhaltlich so gediegen ausgefallen, daß dessen Aufzählung empfohlen werden kann.

Zur Reform der Antiepileptik von Prof. Dr. Max Apt, vorm. 1. Stabsarzt der Abteilung der Kaufmannschaft und Kurator der Handelshochschule. Preis 2 M. (Berlin, Carl Heymanns Verlag).

Dr. C. Fränkel: Betriebsräte und Arbeitsgerichtsbarkeit. — Umfang 34 Seiten. Taschenformat. — Preis kartoniert 0,40 M. — Leinwand gebunden 0,60 M. Berlin B. 31. — Da das neue Arbeitsgerichts-

Käselecke



Wo ist der Verwalter? — Wo denn?

Wechsel-Mästel

Mit „R“ hängt es an Baum und Strauch, Mit „A“ gibt es mein Söhnlein mir, Mit „K“ entsetzt ich aus dem Rauch, Mit „S“ gilt's manchem Tier.

Käseleckenlösungen

Käselecken In der Nacht

Es schlafen soll die Meinen In Frieden um mich her, Ich aber möchte weinen, Weht mir das Herz so schwer, Ich hab' an Gottes Reue Und meine Schuld gedacht, Nun mach' in mir die Reue In einjam stiller Nacht.

Käselecke

Fr — eibe — m.

Wichtige Lösungen lauten ein: Karl Werner, Friedrich Nitsch, Karlsruhe.

Witz und Humor

Geschäftslustig. „Kanu, was bedeutet das? Anstatt das Kanuier zu stimmen, fällen Sie meine Tochter?“ — „Entschuldigen Sie, aber die... die war auch verflümmt.“ (Walter Jacob)

Angst. Zwei Freunde betreten ein Kaffee. Vorwärts verbißt der eine seinen Schirm unter dem Sofa. „Sagt du Angst vor Dienen?“ fragt sein Freund. — „Das nicht,“ sagt verlegen der andere, „ich möchte nur nicht, daß ihn jemand erkennt.“ (MIL)

Am Dusek. An einem Laternenstahl hat sich ein ziemlich bescheidener Nachtschwärmer angeklammert und stiert den Mond mit böden Augen an. Die Straße heraus kommt auch so ein Summpflügel angetorrtelt, bleibt beim Laternenstahl stehen und auf dem anderen zu. — „Nach einer Weile fragst er ihn: „Du, sag mal, ist das der Mond oder die Sonne?“ Worauf der andere fällt: „Das weiß ich auch nicht — — hoh — ich bin hier auch fremd.“

Klassifizierung. Das Bier und die Zigarette sind beide Marke „Nordpol“. Keine Blume zu leben und keine zu riechen.

Aus Kalan. Reisekonk: „Gibt Ihre Uhr nach der Bahn?“ — Hotelier: „Die Uhr nicht, aber mein Friedhof!“

Kindermoral. Vater: „Was würdest du sagen, Dodo, wenn ich mit solchen schmutzigen Fingern zu Tisch käme wie du?“ — Dodo: „Ich wäre wohl zu gut erzogen, um darüber zu reden, Papa!“

Zeitlicher Grund. Ich verhebe nicht, warum sich die Gäste beschwerten,“ sagte der Restaurateur. „Die Suppe ist doch sehr gut.“ — „Ja, sie würden auch nicht brummen, wenn der Küchenchef ausgeben würde, daß es Suppe ist,“ erklärte der Kellner. „Er sagt aber, es sei Kaffee.“

Die Anstalt. Frau Supernumerar Kraff hatte ein Mädchen vom Lande, die bisweilen für die gesellschaftliche Stellung Kraffs blamable Dinge auf Grund ihrer Dämlichkeit vom Stapel ließ.

Eines Tages als Kraffs Gesellschaft hatten, kam sie hinein, hielt einen Geraniestopf vor den Mund und sagte ganz laut: „Dänschen hat in sein Bett gemacht.“

Frau Supernumerar nahm sie sich in der Küche vor: „Tausendmal hab ich dir gesagt, du sollst solche Dinge durch die Blume lassen!“

„Dab ich ja,“ sagte das Mädchen und wies auf die Geranie.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde zur Unterhaltung und Belehrung

43. Woche / 47. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 26. Oktober 1927

Welt im Herbst

Hermann Hillbrunner

Dang lag und breit der Julikaus der Straße, Schweißgebrandt in Sommerklammern... Die heiß zum Berg uns hob der Uebermache Führt nebelhaft uns leicht zu fernem Höhen.

Romm lah uns folgen ihren grauen Schleißen Bis zu den Häusern mit den Nebenlauben, Bis zu dem Weinberg mit den blauen Trauben, Bis in die Hofstatt, wo die Früchte reifen.

Daß küble Luft uns schöpfen, die entflaube, Und tief uns atmen und die Schritte hemmen: Wo es nach Wäldern, Gras und Moos von Stämmen Und reifen Fallobst riecht und leuchtend Raube.

Mit besonderer Erlaubnis des Verlags Orell Fuesli Zürich, dem Almanach des Berges für das Jahr 1927 entnommen.)

Burg Wolfartsweier

Von Albert Hausenstein, München

Die ersten Buruanlagen auf demselben Boden knüpfen bekanntlich an die aus der Römerzeit herrührenden Kastelle an. Auch bei Wolfartsweier erregt der angebliche Turmrest eines solchen auf dem äußersten Vorprung des sog. „Matthäusbergs“, von dem aus man eine weitausschauende Fernsicht, besonders auch auf Karlsruhe, genießt, etwa 90 Meter über dem Dorfe und ungefähr 400 Meter östlich davon den Himmel.

Die Trümmer an sich sind freilich ziemlich dürftig. Darunter läßt sich unter den Brombeeren und Himbeerzweigen noch die Grundmauer eines Turmes erkennen. Auch der am Fuße desselben hinziehende Zwinger oder Wehgang ist noch bemerkbar. Mit einem Wallkauf ist er gegen die Bergseite hin besonders geschützt. Die Wälle fallen steil zum Buragraben herunter, der auf der Bergseite ebenfalls noch ohne viele Mühe nachweisbar ist.

denn alles Fabulieren und Phantasieren von den alten Rittersn von Gleichen, die hier lebhaft gewesen sein sollen, ist nur müßiges Gerede. Der Gleichklang der Worte Gleichen und Weichen trägt zweifellos die Schuld an diesem Irrtum.

Kurz und gut: die Ueberreste einer Burg sind bei Wolfartsweier zum mindesten verbürgt. Es fragt sich jetzt nur, in welcher Zeit das Schloß, auf dessen Trümmern wir heute stehen, erbaut ward, wenn es sein Dasein verdankt und wer es bemohnt hat. Die beiden ersten Fragen sind gleich beantwortbar, noch sonstige Urkunden oder Befunde führen können und mitbin das genaue Alter der Burg unbestimmbar ist, während die dritte Frage, nämlich diejenige nach dem Burgbesitzer, im folgenden ihre Erledigung finden soll.

Roch heute erinnert ein Flurname auf der Gemarkung Wolfartsweier „im Weichenhof“ an das adlige Geschlecht, das vor langen, langen Jahrhunderten droben auf der Burg Wolfartsweier hauste, an die Weiche von Waldeck, deren heute gleichfalls in Ruinen liegende Stammburg beim Teinacher Bahnhof auf einem von der Ragold umflossenen Bergvorsprung stand. Einer aus ihrem Hause, Ritter Ludwig Weickart oder Weich von Waldeck, ruht, in der wir in unserem Aufsatz über Wolfartsweier gesehen haben, in der dortigen Dorfkirche. Diese Waldecker selbst waren Lebensleute der mächtigen Grafen von Calw, väter der Herren von Eberstein, erschienen im 15. Jahrhundert als Vasallen der Markgrafen von Baden und waren in der Wolfartsweierer Gegend begütert. In dessen treffen wir diese Weiche nur während des 14. und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts in den Jahrbüchern der Geschichte hin und wieder an, und auch hierbei müssen wir zwischen den Weichen von Wolfartsweier und den Weichen von Weichen bzw. Niederweichen bei Wolfart unterscheiden.

Der erste Ritter Weiche, von dem wir hören, wird in einer Urkunde vom 26. März 1300 erwähnt, worin es heißt: „Die Brüder Heinrich und Otto, Grafen von Zweibrücken, erklären feierlich, daß sie ihren Hof zu Singersheim (vielleicht Singersheim auf der Alb im Oberamt Mühlhausen?), den einst... genannt Weiche von ihnen zu Lehen hatte und den einst... genannt Wippeler, diesem im Einverständnis mit den Grafen abkaufte, eben diesem Albert zu eigen gegeben haben.“ Gerade der Name dieses Herrn von Weiche ist in der betreffenden Urkunde jedoch nicht genannt bzw. unleserlich, was sehr zu bedauern ist.

Untern 5. April 1338 weist der Edelknecht Gerlach von Dürrenz die Morgengabe seiner Frau Adelheid, einer Tochter des Ritters Gerlach Weich, auf seinen Lehenhof zu Stettfeld. Die hierüber ausgefertigte Urkunde hebt also an: „Ich Gerlach von Dürrenz ein edelknecht verliehe und bekenne öffentlich an diesem Briefe, daß ich mit verdaßlichem mute myner Lieben wirtinnen from Alheit, hern Gerlachs Weichs lehen hochter und lohtas, Solter gewichs, an einer vierzig marc silbers luters und lotias, Solter gewichs, an einer rechten morgengabe, als man morgengabe sol und mag geben, off mynem hofe, der da gelegen ist in dem dorfe und in der marke zu Stettfeld...“ Der hier genannte Gerlach von Weiche gehört zur Familie der Weiche von Weichen.

Weitere Aufschlüsse über die bei Wolfartsweier besitzenden und zweifellos auf der Burg daselbst ansässigen Herren von Weiche gibt uns eine Lichtentaler Klosterurkunde vom 9. März 1344. Der Edelknecht Gerlach Weiche und Guta, seine Ehefrau, verkaufen besagtem Kloster von ihrem Anteil an ihrem Hof, „der da gelegen ist am Die (Das) und man in nennet des Weichenhof“, 5 Viertel Kornmaß. Der betreffende, sehr gut erhaltene Kaufbrief trägt zwei runde Siegel, von denen das eine einen dreieckigen Schild mit zwei gekreuzten Rechen, dem Wappenschild der Edlen von Weiche, welches bekanntlich auch die Grabsteinplatte in der Dorfkirche zu Wolfartsweier aufweist, trägt. Die Umschrift des Siegelbildes aber lautet: S. GERLACH (DCI = dicit) PLEICH. Der hier vorkommende Vertreter des Hauses Weiche, das übrigens in der Lichtentaler Klosterkirche einen Altar gestiftet hatte, war zu Niederweichen lebhaft, wie aus einer später noch zu besprechenden Urkunde vom Jahre 1360 hervorgeht.

In einer weiteren Lichtentaler Urkunde vom 17. April 1360 ist die Rede von einem Ottomar Weiche ein edel knecht, der in genanntem Jahre dem Lichtentaler Kloster um 20 Pfund Straßburger Pfennige 10 Maßer Rogengraun von seinem „Weichenhof“ in Das verkauft, die jährl. an die Lichtentaler Nonnen Weckheid und Gmelin Kornmaß, nach deren Tod aber an den Konventualis abeliefert werden soll, jedoch mit 20 Pfund wiederabgelöst werden kann. Auch diese Urkunde trägt drei runde Siegel in grauem Wachs, die sämtlich in dreieckigem Schild die bekannten zwei gekreuzten Rechen aufweisen. Die Umschriften nennen bei dem einen

Der nämlige Gerlach, genannt Bleiche, „ein edelmecht, gesehen u. Rubel dem Nieren, und Gute im elichu wirkin“, von denen die Urkunde von 1344 handelt, begannen uns wiederum in einer eigentlicher Urkunde vom 31. Juli 1360. Hier verkaufen der Weibsin Varns und dem Konvent zu Nischenthal ein Zuckart lader um 3 Pfund weniger 5 Schillinge Strasburger Pfennige und ersetzten auf sämtliche Rechtsansprüche, insbesondere Güte auf die Brüder, da der Aker zu ihrem Beibringen gehört. Gesetzt ist dieses Schreiben genau wie die oben besprochene Urkunde vom März 1344. Der Joger, „Bleichschol“ bei Dos aber erscheint letztmals 1362 urkundlich.

Und zum dritten und letzten Mal hören wir von Herrn Gerlach von Bleich und seiner Gattin Guta, wie sie am 2. Juni 1376 den Pfälzlichen Klosterfrauen Adelheid von Nischenberg, Adelheid, Elise und Walburg, ihres Bruders Löhren, 5 Zuckart laders zu retem Eigentum für sich und ihre abwesenden Söhne Johann und Rudolf veräußern. Johann war übrigens ein „pöaffe“, gehörte also dem geistlichen Stande an. Der Bruder dieses vielgenannten Pfälzischen Gerlach von Bleich war Obrecht von Bach, der um dieselbe Zeit urkundlich vorkommt. Auch die Herren von Bach waren zu Bühl ansässig und dürften wohl mit dem elässischen Geschlecht derer von Bach verwandt sein. Die betreffende, ebenfalls aus dem Jahre 1376 stammende Urkunde aber beginnt mit den Worten: „Ich Obrecht von Bach erkenne mich, das ich durch bele willen des obenannten vertoufers, Gerlach Bleichen, muns Bruders, und inder busrowen zu ewiger gesunne bis vorgenannten Loufes mon innerlich gedenket haben an dielen briff.“ Auch dieses Schreiben trägt das uns wohlbekannte akzentuete Rechenpaar als Siegel und die Umschrift: „S. GERLACH. DCL. BLEICHER“ (= Siegel des Gerlach von Bleich).

Zum letzten Male im 14. Jahrhundert finden wir in einer Etlinger Urkunde vom 20. Juli 1388 unter einer ganzen langen Reihe von Ritters und Adligen, die den Reichsfürsten des Schwäbischen Bundes waren Herrn, des Markgrafen Rudolf VII., widerlegen, einen Dietrich Bleich, und mit dem in einer Urkunde vom 5. Dezember 1428 als Siegel in einem Widerstandsbrieft des Kraft von Dürrenz und Berthold von Riet an Strasburg auftretenden Friedrich Bleich von Walded verschwindet dieses Geschlecht in der Geschichte. Es ist übrigens ganz gut möglich, daß dieser letztgenannte Friedrich Bleich von Walded ein Verwandter, vielleicht sogar ein Sohn, jenes Ritters Ludwig Bleich von Walded ist, der, wie seine Grabinschrift in der Kirche zu Wolfartsweiler 1419 festig im Herrn entschlafen ist. Man darf sogar annehmen, daß dieser Ritter Ludwig von Bleich als Lehntr auf Burg Wolfartsweiler gebaut hat und daß nach seinem Ableben dieselbe, allmählich zerfallen ist, wenn nicht der Bauernkrieg das Schloß in Schutt und Asche verwandelt hat. Allein darüber scheidet die Geschichte.

Als ich das letzte Mal Wolfartsweiler und seine Burg besuchte, lag in der Nähe der Schlossruine über der weiten Rheinebene, heute aber, da ich wiederum auf der Schloßbergstraße, zur Seite des rautenförmigen Gebirgsbaches, zu der Trimmerlücke emporstieg, brauten graue, feuchte Nebel über Wald und Flur, der Wind heulte im fahlen Geäste der Büchen und Föhren, und schwere Regentropfen schlugen auf das weisse, braune Laub zu meinen Füßen. Im nächsten Frühjahr aber gedenke ich wiederum diese herbe durch ihre Einsamkeit liebliche Stätte zu besuchen, um hier oben ungestört zu träumen von jenen längstvergangenen glücklichen Zeiten der Ritterzeit, da das Dittborn schallte in diesen grünen Laubhainen und Frau Guta von Bleich den Falken auf den Handschuh nahm zur frischen, fröhlichen Reiberbeise.

## Der Hofenknopf im Klingelbeutel

Von Paul Kirchhoff.

„Baltbajar“, sagt die Bäuerin Urschel zu ihrem Mann, „wir gedenken! Die Frucht steht so schön wie schier seit Menschengedenken nicht; das Zugvieh ist gut bekommen, am Mastvieh wabbeln die Schwärze. Baltbajar, wir müssen dem Herrraot dankbar sein. Gibst halt bei einen Groschen in den Klingelbeutel!“

Der Baltbajar-Bauer ist feiner von den gans Bernagelsten, noch weniger freilich einer von den Hebergeschelten. Was die Denkrantz anbelangt, so geht er noch grad so mit. Warum macht er lust nicht sein pfiffiges Gesicht. Der Untertier, der ihm schon von Kindesbein her ein wenig herunterhina, kennt sich noch zwei oder drei Strich tiefer. Die Hände, die eben in der Kommode nach dem Gesangbuch kramten, fallen herab. Langsam, wie einer, dem eine wässige unerwartete und verblüffende Vöschschaf ward, dreht er sich nach seinem Weibe um. Und nach Art der Hebelhörigen und Begriffsstutzigen drängt er Hebergeschelten, Erfraumen und Missbilligung in einen fragenden Ausruf zusammen: „Hä?“

Die Urschel wiederholt ihr Erschrecken von der Dankbarkeit gegen Gott und von dem Groschen für den Klingelbeutel. Aber durchschlagende Ueberzeugungskraft hat auch diese Wiederholung keineswegs für den Baltbajar. Einem Groschen in den Klingelbeutel? Ist denn möglich? Soll mans denn wirklich glauben? Hat etwa sein Vater oder der Großvater je mehr gegeben, als einen Kreuzerweier und an ganz hohen Festtagen einen Fünfer — die Hofenknopf nicht gerechnet, die man hineinbringen ließ, wenns Kleingeld nicht grad bei der Hand war? Einen Groschen? Ja, ist

etwas von gelunden Bestand verholungen im Kopf? Das ist der Baltbajar macht ein recht strafenbes und überlegenes Gesicht, indem er den Untertier gewolliam hinaufschwängt und die flache, braune Stirn in Falten legt. Die ganze Heberlegenheit männlicher Einsicht über weibliche Wirrtaume flingt aus seiner Antwort:

„Ja, was ist denn jetzt das für eine neumodische Narbeit?“ Eine böse Kantippe ist die Urschel nicht. Niemand im Dorf könnte das von ihr sagen. Aber sie kennt ihre Mittel, wenn es gilt, einen Willen zu haben, und ihn durchzusetzen. Ueber der Nase hat sie eine kurze, kleine Falte und um den Mund zwei herbe Linien. Wenn die erscheinen, ist schlecht Wetter im Saas. Und davon ängstets den Baltbajar schier mehr, als vor Sturm und Hagelschlag in der Natur. Wenn die Bäuerin dies Gesicht aufsetzt, verschlägt ihm die Rede.

Das Mundwerk seines Weibes aber ist nicht nur stets geläufig, sie findet auch meist das rechte Wort an rechten Ort. Ganz freundlich und gelind sagt sie ohne weitere Umschweife:

„Jetzt, gib mir mal deinen Geldbeutel her!“ Stillos und vergeblich müht sich der Bauer, ein gewandtes Widerwort zu finden. Kopfschüttelnd reicht er ihr den Beutel hin. Sie öffnet, nimmt einen blüßblanken Groschen heraus, drückt ihn dem Baltbajar in die Hand und birat das Geldstückchen unterm Brusttasch.

„So“, flüst sie mit aufmunterndem Nachdruck hinan. — „Jetzt gehst du fein in die Kirch' und bestst auf ein Sprüchlein für mich und dann tußt den Groschen ins Dorsertäschlein. Wir sinds dem Heben Herrraot schuldig! Balt!“

Wenn sie nur nicht immer „Balt“ sagen wolle! Dann ist allemal aus mit jeder Gegentend — das weiß er aus Erfahrung — und die Diskussion ist absolut zu Ende. — In wiespältig verworrener Stimmung trollt sich der Baltbajar auf den Kirchweg. Er merkt wenig davon, daß die Kirchhengeloden in einen farbblauen Sättelmeritag hineinläuten, daß der Duft der steigenden Heben fleißig und verbeßend im leeren Winde von den Feldern herzieht, daß der Saub auf dem Kirchturn, wie schon seit Tagen, auf gut Wetter steht. Ein dumpfer Pfiff tut nagt in ihm die Gereiztheit des Mannes, der sich von Frauenwitz überhöhet fühlt, beginnt in ihm zu ärgern. Einen Groschen in den Klingelbeutel. Solch eine närrische Idee kann auch nur ein Weibsbild ausdenken. Das er auch nicht sofort die rechte Antwort gefunden hat. O, jetzt wüßte er schon, was er zu sagen hätte! Aber nun ist's freilich zu spät. Nur den einen Groschen hat er im Saas. Und mit der keeren Hand in den Klingelbeutel turpen, — nein, das geht nicht. Der Küster-Anton hat ein scharfes Aug' und ein feines Ohr. Und am andern Tag wär's im ganzen Dorf herum.

Dem Baltbajar ist noch nicht klarer ums Hera und Hirn, als er sich in der Kirchbant niederläßt. Während zur braulenden Orgel der Gemeindegang erdröhnt, überhört er die Schär der Andächtigen. Hart und kontia boden sie da, Männer wie Weiber, die Gesichter auf heißen Häßen strad geradecaus auf Altar und Kanzel gerichtet. Ein gut Halbtagend ist darunter, deren Truben wohl ebenjo gefüllt sind wie die feimigen. Aber würden sie ihn nicht alle mit Grobheit und verächtlich bösem Gelächter anlassen, wenn sie erführen, daß seine Urschel eine neue, kostspielige Klingelbeutel-methode aufbringen will?

Ein paar Worte aus der Predigt des Geistlichen tönen an Baltbajars Ohr. Von der Nächstenliebe spricht der Herr Pastor mit rühmenden Worten und vom gehorsamen Unterthan, der sein Gemüte in sich selbst findet. — Sollte denn am Ende die Urschel doch nicht so ganz Unrecht haben. Schwerkfällige und nicht ganz ohne Widerstreben wenden sich Baltbajars zäufällige Gedanken der Reberseite des Problems zu. Das ist wahr, es ist ihm und seinem Weib nicht schlecht gegangen all die Jahre her. Die Scheuern waren schier allzeit voll, und das Vieh hatte sein Gebelien. Und man soll sich nicht verdingen. Schließlich verweist sich ja auch das Weibswort besser auf die Himmels- und Herrgottsdinge, als ein Mannsbild, das sich halt immer mehr mit dem Irdischen befassen muß. —

Wie nun aber der Küster-Anton aus der Sakristei kommt, und mit dem Klingelbeutel auf die vordersten Bänke aufschreit, befällt den Baltbajar von neuem eine peinliche Unruhe. Am Denken und Sinnieren ist ihm auf einmal nicht mehr zu tun — grad unbeabsichtigt fühlt er sich, als hab' ihm ein unrechter Bissen die Dämer verdorben. Wie ein Schulbad, dem Strafe bevorsteht, rütscht er auf seinem Platz hin und her. Eine fabrige Bewegung seines Ellboogens wirft das Gesangbuch zu Boden. Es tut einen lautlichallenden Klaps, das einige Köpfe sich wenden. Baltig blickt er sich. Da greifen seine suchenden Finger auf der Diele etwas Hartes, Rundes. Er hebt es vor die Augen: ein Hofenknopf!

Ja, was ist denn jetzt das? Ein paar Augenblicke ist dem Baltbajar ganz wirr und eien zumute. Warum muß denn nun grad er lust in diesem Moment einen Hofenknopf finden? Ist das ein Zufall? Oder ist das etwa gar eine Prüfung und Bestimmung?

Noch bevor sich der Baltbajar über die Entscheidung dieser wichtigen Frage schlüssig werden kann, hält ihm der Küster-Anton den Klingelbeutel unter die Nase. Kaum merkbar zaubert der Bauer noch. Dann hebt sich einem zwingenden Deange folgend, die Hand, die hochben den unerwarteten Fund getan. Und mit leibschermern Klins fällt der Knopf zu den gesammelten Säcklein. —

Als der Geistliche den Ausgangsgegen spricht, lauscht der Baltbajar von aller Unrast befreit, mit friedlich andächtigen Gesicht den gewöhnlichen Worten. Am Hofenknopf ballt sich seine herbe Bauernfaust. Fest und zäh hält sie den blüßblanken Groschen wie ein wertvolles Kleinod. —

## Herbst am Bodensee

Von Karl Birner.

Die Zeit der Ernte umschließt am See die schönsten Tage und Wochen des Jahres. Wenn im Norden Deutschlands die Nebel aufsteigen und sich mit dem Dunst der Fabriken und dem Rauch der Schöte — den Zeugen vom hohen Viede der Industrie — vermischen, sich atembeklemmend über Städte und Dörfer wälzen, dann lacht am See die Sonne in reiner Fracht. Und die Nebel, die dem See entsteigen, sind weiche Düngebilde wie der Rauch heiliger Feuer.

Schwer beladene Wagen schwanken über die Feswege; zuerst mit vollen Garben von goldenem Weizen und Korn, dann mit Säden voll roter und gelber Kerpel und Birnen und gelblichgelber Erntartoffeln, dann mit gefüllten Bottichen erstarrpflur Weintrauben, und abermals später mit noch schwereren Ladungen der lebensnotigen Kartoffeln.

Und in derselben Reihenfolge die Verarbeitung. Zuerst klappern in kleinen Orten noch die Riegel der Drescher in den Tennen, und schlagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend ihre barten Melodien in den Tag. In den größeren Orten und Bezirken verheißt die Schwärzerei die Dreschmaschinen; damit ist viel Selbsteiges aber auch ebensoviel Schmerz und Beschwerliches der Dorfschaft genommen.

Dann machen die Döstmäulen. Das süßlich-saure starke Aroma des Döstrisses läßt das Wasser im Munde zusammenlaufen. Mit Schellengeläute holern die Weinstocksaugen und Traubensaugen in die Dörfer und Städtchen vor die Häuser der Wäner oder vor die gemeinschaftlichen Kellern. Knechte schütten dann das erstarrpflur Gemisch in einen hölzernen Kessel, unter die Pressen handverfertigter Toren. Diese Toren, Baumrößen, sind oft schon dreihundert und vierhundert Jahre alt. Welch köstliche Tropfen sind schon unter diesem Druck hervorquellen! Aber nur dann, wenn vorher die Sonne ihre Schuldigkeit tat. Und nur dann, wenn vorher der Mensch die Stöde mit Arbeit und Mühe gedünat hat. Nach der Abend, dann liegt die Natur hier groß und gewaltig, träumerisch und wie abgesehen. Die letzten Strahlen der Sonne leeren gelbrot auf den Schneefeldern. Und der See spiegelt das weite und hohe Bild des emigen Eiles wieder empor, sonnenwarm und sommerfröhlich.

Der Himmel glüht in morgenländischer Fracht, wenn sich die Herbstsonne vom West geneigt hat. Dieses Farbenpiel läßt sich nicht „berichten“, denn es wechelt und spielt in stetiger Bewegung bei scheinbar festem Stande. Herrschend ist das Rot als leuchtender Grundton; dann folgen: Zitronengelb, Bernsteinengelb, Orange, Scharlachrot, Purpur, Violett, Vektorrot, Lauchrot, Rosa, Raurblau, Frauenblau, Apfelgrün, Lichtgrün, Oliv, Umbrabraun und verschobene Seria. Womit aber nur die Farben einiger Herbstminuten erfasst sind. Vom riefen Westen ausgehend spielen diese Farben über die scharfen Ufer der Seegebiete hinweg und über den See bis weit gen Osten. Und der See nimmt diese Farben auf und läßt sie auf seiner Oberfläche tanzen und schaukeln. Weiße Strecken glänzen wie ein Meer, durch das die abendlichen Nachtsternchen, deren Segel brennen.

Die Welt rüllet sich zur Ruhe und wir verspüren ihren schweren Atem. Erdschmagd und Seegeruch, Dichte jungen Weines und frischen Obles, Wärme lecher Sonnenstrahlen und Küße beginnenden Abends, das Bläseln der Wellen und der Schrei hungeriger Möven, — das alles schwingt und klinkt in diesen Atemflüssen herbstlichen Abends mit. Es schwinnt, aber löst nicht; es klinkt, aber dröhnt nicht; es atmet. Langsam breitet sich die Dämmerung aus, lautlos gleiten bunte Väter zur Erde, langsam verlöschen die Farben, wie Sterne erwaschen Lichter am Ufer, Lichtströme schlängeln sich schimmernd zur Tiefe, langsam und behäbig schrauben und stampfen die letzten Dampfer über den See.

Und die Abendgloden klinken. Vor nicht langer Zeit sandten sie ihre Sprache noch am hellen Tage über See und Land. Doch ging da ihre Stimme unter und wurde verlösch, aufgeschaut und blieb unbedar in der Freude des Sommerabends. Es ist Herbst geworden und die ehernen Munde erschallen schon zur nächsten Stunde. Jeder Ton fällt zur Erde, buchst über Gallen und Höfe, schwebt hinaus in den See, verhallt im Rahmen des Windes. Wo ist er? Vergangen wie der Sommer. Wie aber der Sommer die Früchte reifen ließ zur Ernte des Herbstes, so soll jeder Glodenton irgendwo in einem Herzen nachklingen als Mahnung, Tröstung, Erinnerung, Hoffnung. — Es ist Herbst geworden in der Natur und im Herzen.

Wie fröhlich aber gährt und gurret der neue Saft der Rebe und des Baumes in den Kellern. Er kocht aus sich, reinigt sich und baut und mauert an sich selber, bis er golden glänzt im Glase. Dies herbstliche Schaffen könnte auch Beispiel für Menschen sein.

## Der Soldat Lacour

Vor einigen Wochen war er von der Disziplin-Kompagnie einer Strafabteilung, der früheren deutschen Arbeiter-Abteilung vergleichbar, in die 7. Kompagnie des 2. Fremdenregiments gekommen. Die Sergeanten rissen sich um ihn, denn es war bekannt, daß jene aus der Hölle Meriens Entlassenen die besten Fäber, Wäber und Köche abgaben. Viele sind durch die weibliche Sauberkeit, durch die mannhaften weiblichen Arbeiten unbewußt frauenhaft geworden. Das machte sonderbar an, wenn man bedenkt, daß kein weibliches Wesen sich droben in Et-Duse befindet, bei dem etwas abuschauen wäre. Der Soldat Lacour kamme aus Suls unterm Wald, Drüben im Elsaß. War der Sohn einer Magd, deren Liebster sich

vor dem Kriege in der Gegend von Lacour, bei dem Soldat Lacour aus dem berühmten Geschlechte gleichen Namens zu kommen. Di erzählte er von seinen Ahnherren, die in der Pitarde ihre Schloßer hatten. Von den Großen des Stammes, die um Frankreichs Könige waren schon gedient hatte. Lacour mußte mit, noch Hütten und Heben. Er nahm Abschied von Lacour. Sie gab ihm ein Paket Tabak auf den Weg; ein schöner Beweis ihre Liebe. Der Marsch nach Tarett dänkte dem Soldaten Lacour eine Ewigkeit zu sein. Endlich war man da. Aber an eine Rückkehr war nicht zu denken. Das Bataillon da oben hatte Verluste gehabt und das angekommene Detachement mußte die Lücken ausfüllen. Vor zwei Jahren konnte Lacour nicht mehr zum Stamm zurückkehren. Da blieb nur noch die Pflicht übrig. In einer Herbstnacht entloß Lacour, hatte nichts mitgenommen als nur den gefüllten Brotbeutel und die Feldflasche. Er machte den Weg, wozu sonst sechs Tage benötigt werden in vierem. Wie ein Raubtier umkreiste er das Häuserviertel, rückte immer näher an das Haus der Sarah, warf Steine gegen das Fenster, bis die Scheiben kitzelten. Da erwarpte man im Haus und ließ die Hunde los. Die stellten den Soldaten, bis die Bewohner kamen, voran die bide Sarah. Und nun erfuhr er mit Schrecken, daß Lacour vor drei Tagen mit einer Karawane nach Süden gezogen war. Sie hatte noch einen höchsten Griff bei der Sarah getan gehabt, um unterwegs nicht in Ungelegenheiten zu kommen. Lacour würde sie einem Harem einogeliefert werden, was schon längst ihr Wunsch gewesen sei. Lacour benahm sich bei dieser Nachricht wie ein dummer Junge. Er wollte die Gendarmerie benachrichtigen, doch die kam jetzt von selbst und kieferte ihn in der Kaserne ab. Sechs Wochen Arrest erhielt er für seinen Gewaltmarsch und Rückersetzung in die Disziplin-Abteilung. Zum ersten Mal im Leben hatte er geliebt, und das Unglück wollte, daß es eine Soldatendame war, und von dieser Sorte ist nur auf Gegenliebe zu hoffen, wenn ihr mit Geld immer wieder nachgeholfen wird. Der Soldat fand sich ab mit diesem Ereignis als ein echter Lacour. Seinen Unglücksfollegen droben in Et-Duse erzählte er romantische Geschichten von seiner Liebe und bedauerte, daß sein Geschlecht es ihm verbot, derlei Diebstahle zu wiederholen. Wieder spielte er sich als der stolze rumwälernde Vorfahren auf. Das war kein einziger Trösch, den ihm niemanden nehmen konnte. Verzeihle andere Menschen die Liebe, so machte ihn sein Wahn und die erlebte Enttäuschung zu einem Mitglied jener Kategorie von Menschen, denen eine hohe Würdigkeitsart Leben bedeutet.

Karl Cain.